

Erin A. Craig

DAS DREIZEHNTHE KIND

ERIN A. CRAIG

DAS
DREIZEHNTE
KIND

Roman

Aus dem Englischen
von Marc Alaoui

Ullstein Jugendbuch

Ullstein Jugendbuch
www.ullstein.de



ISBN 978-3-69086-002-4

Die Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
The Thirteenth Child bei Delacorte.

Ullstein Jugendbuch ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

© Erin A. Craig 2024

© der deutschsprachigen Ausgabe 2025 by Ullstein
Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126, 10117 Berlin

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte
für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG
ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de.

Kerzenmotiv im Satz: Ldarro/stock.adobe.com

Gesetzt aus der Skolar Latin

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

*Für Grace.
Im Mosaik meines Lebens,
wirst du immer das hellste Steinchen sein.*



DAS GEBURTSTAGSMÄRCHEN



BEISSENDER SCHWEFEL STIEG auf, als das Streichhölzchen knisternd zum Leben erwachte. Hungrig begann die Flamme am Holz zu nagen, auf der Suche nach einem Docht, von dem sie sich nähren konnte.

Die Stimme meines Patenonkels ertönte aus der Dunkelheit wie raschelndes Laub, wie ein Dämon, der seiner Gruft entsteigt, und hinterließ eine rauchige Note in der Luft.

»Es war einmal ein sehr törichter Jäger, der tief im Wald von Gravia lebte.«

Die Flamme hatte das Streichholz weit heruntergebrannt, beinahe seine Fingerspitzen erreicht und wartete nur darauf, seine Haut zu versengen, doch er schenkte ihr keinerlei Beachtung.

»Du musst das nicht machen, das weißt du, oder?«, fragte ich und hielt ihm eine lange bernsteinfarbene Kerze hin, kräftig schimmernd und wunderschön.

Sie warf tänzelnde Schatten auf die Innenwände meiner kleinen Hütte, als die Flamme voller und stärker wurde. Ich sah Merrick in die Augen, in dieses absolute Schwarz, in dem seine silber-roten Iris schwebten, und lächelte. Ich kannte die Geschichte in- und auswendig, und doch ließ ich ihn sie erzählen. Für Merrick war es der schönste Teil meines Geburtstages.

»Sein ganzes Leben lang traf dieser besonders törichte Jäger eine törichte Entscheidung nach der anderen, bis er eines Tages, in einer besonderen Nacht, endlich einmal eine sehr weise Entscheidung traf.« Er schnippte mit seinen langen, knöchigen Fingern, und das Streichholz erlosch mit einer silbrigen Rauchwolke, die langsam zur Decke emporschwebte. »Der Jäger, musst du wissen, war zwar sehr arm und sehr töricht, aber irgendwie hatte er es geschafft, eine sehr hübsche und sehr junge Frau zu finden.«

»Und wir wissen alle, was passiert, wenn arme Männer sehr hübsche Frauen finden«, konnte ich mir nicht verkneifen.

»Sie werden mit jeder Menge hübscher Kinder gesegnet«, stimmte er gereizt ein. »Erzählst du die Geschichte oder ich?«

Ich wandte mich von ihm ab und warf einen Blick in den Ofen, um nach dem Brot zu sehen. Geburtstagstradition hin oder her, wir mussten auch etwas essen – nun ja, zumindest *ich* musste essen –, und das Abendessen würde sich nicht von selbst zubereiten.

»Schon gut, tut mir leid«, sagte ich, während mit einem Geschirrtuch die Backform aus dem Ofen holte. »Bitte, fahr fort.«

»Also, wo war ich?«, fragte er theatralisch. »Ach ja, die Kinder. Die vielen, *vielen* Kinder. Erst nur eins oder zwei, dann, ehe du dich versiehst, vier, fünf, gar sechs und so weiter, bis ein ganzes Dutzend beisammen ist: Zwölf reizende und umwerfend schöne Kinder. Die meisten Männer hätten schon längst einen Schlusstrich gezogen, aber, ich meine es bereits erwähnt zu haben, es handelte sich bei diesem Jäger eben um ein besonders törichtes Exemplar.«

»In der Tat«, stimmte ich zu. Wie immer an dieser Stelle.

Er sah zufrieden aus. »In der Tat. So vergingen also die Jahre – wie das Jahre nun einmal tun –, und der äußerst törichte Jäger wurde älter – wie das Sterbliche nun einmal tun. Unzählige neue Dörfer und Städte wurden entlang des Waldes von Gravia aus dem Boden gestampft, und von der üppigen Fülle des Waldes, wie der Jäger sie aus seiner Jugend gekannt hatte, war bald nicht mehr viel übrig. Ohne Wild, das er verkaufen konnte, aber mit so zahlreichen Mündern, die gestopft werden wollten, verzweifelte der Jäger zunehmend. Wie lange würde er seine stetig wachsende Familie noch ernähren können?«

»Doch dann, eines Tages –«

»Doch dann, eines *Nachts*«, verbesserte mich mein Pate gereizt. »Also wirklich, Hazel, wenn du schon darauf bestehst, mich andauernd beim Erzählen zu unterbrechen, könntest du dich wenigstens bemühen, die Details korrekt wiederzugeben.« Er tippte mir auf die Nasenspitze und gab ein enttäuschtes Tss von sich. »Und dann, eines Nachts, als der unglaublich törichte Jäger und seine unglaublich schöne Frau im Bett lagen, sagte

sie ihm, dass sie erneut schwanger sei. ›Dreizehn Kinder!‹, rief er unter Tränen aus. ›Wie um alles in der Welt soll ich für dreizehn Kinder sorgen?‹«

Das war der Teil der Geschichte, den ich am meisten verabscheute, doch Merrick schien mein Unbehagen nie zu bemerken. Vielmehr stürzte er sich mit Begeisterung in die Rolle der ach so schönen Frau, wobei seine sonst knarzend tiefe Stimme um mindestens eine Oktave in die Höhe schnellte und er ganz verzückt die Finger knetete, wie ein pubertierendes Mädchen.

»›Wir könnten uns des Babys direkt nach seiner Geburt entledigen‹, schlug die schöne Frau vor. ›Es in den Fluss werfen, irgendwer wird es schon finden. Irgendwer wird sein Geschrei hören. Und falls nicht ...‹ Sie zuckte mit den Achseln, und der Jäger, plötzlich verängstigt, starrte sie mit offenem Mund an. Wie konnten ihm diese Abgründe im Herzen seiner Frau bisher nie aufgefallen sein? ›Wir könnten es zu einem der Tempel in der Stadt bringen‹, schlug er stattdessen vor.«

Ich versuchte mir vorzustellen, wie ich als Baby in einem Korb durch Schilf und lehmigen Schlamm am Flussufer entlangtrieb, während eisiges Wasser über den Rand schwappte und immer höher stieg. Oder wie ich in einem Waisenhaus in einem der Tempel mit Dutzenden anderen Kindern um jeden Krümel Brot buhlte, um jede Prise Aufmerksamkeit; wie ich lauter und lauter weinte, ohne je gehört zu werden.

Merrick hielt seinen Zeigefinger in die Höhe. Er war so viel länger als die anderen und so gekrümmt wie der Ast einer uralten Buche. »›Oder ihr könntet in Betracht ziehen, es in *meine* Hände zu geben‹, erklang eine helle

und weiche Stimme aus der Dunkelheit des Schlafzimmers. ›Wer ... wer ist da?‹, fragte der Jäger mit zittriger Stimme. Seine Frau versuchte, ihn aus dem Bett zu schieben, damit er sich dem Eindringling entgegenstellte.«

»Und wer sonst sollte aus Schatten und Dunkelheit hervortreten, wenn nicht die Erste aller Gottheiten?«, warf ich aus dem Wohnzimmer ein, während ich die geblünte Tischdecke glatt strich.

Merrick verdrehte die Augen. »Selbstverständlich war es die Erste, und natürlich versprach sie, das unglückselige Wesen zu sich zu nehmen und zu einem guten, liebevollen Kind heranzuziehen, einer Postulantin von vollkommener Anmut und Hingabe.

›Wer seid Ihr, dass Ihr uns ein solches Versprechen geben könnt?‹, fragte die ach so schöne Frau, die sich angesichts der seligen Gottheit nicht mehr ganz so schön vorkam. ›Erkennst du mich wirklich nicht, Sterbliche?‹, fragte die Göttin und neigte neugierig ihren Kopf. Hinter einem hauchdünnen Schleier funkelten ihre Augen wie Opale.«

Merrick räusperte sich, er genoss seine Erzählerrolle sichtlich.

»›Oh doch, selbstverständlich‹, stieß der törichte Jäger eilig hervor. ›Aber als Patin für dieses Kind können wir Euch nicht akzeptieren. Ihr seid die Erste, Herrin der Liebe, des Lichts und aller Schönheit, doch ... doch statt eurer Liebe haben meine Frau und ich nur Armut erfahren. Zwölf Kinder in ebenso vielen Jahren und nun noch ein weiteres ... Unser dreizehntes Kind wird auch ohne Euch bestens zurechtkommen!‹«

Ich zündete drei weitere Kerzen an und stellte sie auf den Tisch, um den dunklen Raum etwas aufzuhellen.

Wie wäre mein Leben wohl verlaufen, hätte mein Vater das Angebot der Ersten angenommen? Ich stellte mir vor, wie ich im durchscheinenden, schimmernden Gewand ihrer Postulantinnen in den Hallen des Elfenbeintempels umherwandelte. Wie mein hellbraunes Haar lang und in vollen Locken herabfällt, darunter perfekte, von Sonnensprossen befreite Haut, wie die einer Puppe aus Porzellan. Ehrfürchtig und fromm würde ich ein friedvolles, gutes Leben führen – eines ohne Scham und Reue.

Ein Blick auf die dreckigen Ränder unter meinen Fingernägeln – ich konnte sie schrubben, soviel ich wollte, es machte keinen Unterschied – genügte, um mich aus diesem Traum zu reißen.

»Die Erste ging fort, und der Jäger und seine Frau fanden nur mühsam zurück in den Schlaf«, fuhr Merrick fort. »Bis plötzlich ... Ein krachender Donnerschlag!« Er klatschte in die Hände, um seinen Worten Wirkung zu verleihen.

»Wer stört nun schon wieder?«, rief die hübsche Frau in aufwallendem Zorn. »Wir versuchen zu schlafen.«

»Und wir versuchen, euch zu helfen«, antwortete eine listige Stimme. Eine große, schmale Silhouette löste sich aus dem Schatten und trat langsam in den Kerzenschein. »Überlasst uns euer Kind, wir werden es zu einer mächtigen und reichen Frau heranziehen. Sie soll mit unermesslichem, unerschöpflichem Wohlstand gesegnet sein, und mit ...« Die Gottheit hielt inne.

Die Frau lehnte sich nach vorn. »Ja? Mit Wohlstand und ...?«

Merrick kicherte finster. Er begleitete jeden der Charaktere pantomimisch. Jetzt hob er in übertriebener Verzweiflung eine Hand vor die Stirn.

»Nein!«, schrie der Jäger, der zwar äußerst töricht war, die Gottheit dennoch als das erkannt hatte, was sie war.«

»Was sie waren«, korrigierte ich.

»Die Vielen blickten auf das Paar herab. Zwar teilten sie ein Gesicht, doch während das eine Auge auf den Mann gerichtet war, nahm das andere die Frau in den Blick. Und als sie den törichten Jäger fragten, warum er ihr Angebot ablehnte, taten sie dies mit zwei Stimmen aus einer Kehle. ›Ihr seid die Gottheit der Vielen«, erklärte der Jäger. ›Ihr mögt diesem Kind Macht, Reichtum und Wohlstand versprechen, doch so wie Ihr Euer Gesicht wenden könnt«, er schnippte mit den Fingern, ›kann sich auch sein Schicksal wenden. Und was dann?«

Die Vielen neigten ihren Kopf zur Seite und betrachteten den törichten Jäger argwöhnisch und doch respektvoll. ›Ist das also eure endgültige Antwort?«, fragten sie mit der Kraft vieler Stimmen, die doch nur eine waren.

Der Jäger nickte, unbeirrt von seiner Frau, die ihm in die Seite stieß, und die Vielen verschwanden, begleitet von einem unheilvollen Blitz, in der Dunkelheit.

Das Paar wagte es nicht, wieder einzuschlafen. In Sorge, welch schrecklicher Besuch wohl noch folgen mochte, kauerten sie sich bis in die frühen Morgenstunden zusammen. Kurz vor Sonnenaufgang, als die Dunkelheit auf ihrem Höhepunkt war, geschah es, dass ein dritter Gott das Paar aufsuchte.« Merrick konnte das

Grinsen nicht mehr unterdrücken, und seine spitzen Zähne funkelten im Kerzenlicht. »Ich.«

Er hielt kurz inne und ließ den Blick durch die Küche schweifen, als er plötzlich voller Entsetzen ausrief: »Der Kuchen!«

Eilig griff er nach Mehl und Zucker. Er tauchte die Hände in die Dosen und ließ die Zutaten langsam durch seine Finger rieseln. Noch in der Luft verwandelten sich die beiden weißen Pulver und landeten, eine Schicht nach der anderen, als fertiger, goldbraun gebackener Kuchen auf dem Tisch.

Als Merrick die letzten Zuckerkörnchen von seiner Hand pustete, umhüllten sie den Kuchen mit einer hauchdünnen rosaroten Glasur, so zart, dass die zahlreichen Lagen darunter noch gut zu erkennen waren. Goldstaub glitzerte auf der Oberseite. Aus dem Nichts pflückte Merrick eine Pfingstrose, prall und duftend wartete sie nur darauf, in voller Pracht zu erblühen. Er legte sie auf dem Kuchen ab, wo um sie herum plötzlich kleine Kerzen emporwuchsen, deren kräftiges Pink der Farbe der Blütenblätter glich.

Der Kuchen war überwältigend und in seiner Pracht kaum zu überbieten. Und so, so typisch für Merrick.

»Na, was sagst du?«, fragte er und bewunderte sein Werk, bevor er sich über mich beugte und mir in väterlicher Zuneigung einen Kuss auf den Scheitel drückte. Merrick verströmte den Duft von warmem Kardamom, Nelken, Vanille und Zuckersirup. Allerdings nur oberflächlich, denn darunter lauerten dunklere, unangenehmere Noten, die auch das stärkste Parfum nicht hätte übertünchen können: Eisen, Kupfer und der Geruch von

Fleisch, das zu lange draußen gelegen hatte und kurz davor war zu verderben.

»Ich werde niemals vergessen, wie ich dich das erste Mal gesehen habe – vor all diesen Geburtstagen. So ein zerbrechliches Wesen, ganz zerkrüppelt und lauthals am Schreien. Ich hatte keine Ahnung, was ich tun sollte, als sie dich mir das erste Mal in die Hand drückten.«

Mein Lächeln verblasste. Ich wusste es genau: Merrick hatte einen Rückzieher gemacht und mich direkt wieder an meine Mutter übergeben. Dann war er jahrelang verschwunden. Doch ich ließ ihn die Geschichte erzählen, wie er sie erinnerte. Mein Geburtstag hatte für ihn seit jeher eine größere Bedeutung als für mich.

»Ich hatte vor, dich Joy zu nennen, weil deine Geburt mein Herz vor Freude überlaufen ließ.« Auf seiner Stirn bildeten sich ein paar Falten, in dem Versuch, seinen aufwallenden Emotionen Einhalt zu gebieten. »Doch dann hast du deine Äuglein geöffnet, und ich war sprachlos, völlig hin und weg. Welch Tiefe, welch Weisheit mich da anblickte ... ein Wunder in Haselnussbraun.« Merrick entfuhr ein zittriger Seufzer. »Ich bin sehr stolz, dass ich dich mein Eigen nennen darf, und dankbar, den heutigen Tag mit dir zu feiern.«

Als ich meinen Patenonkel so betrachtete, erfasste mich eine Welle der Zuneigung. Dabei gab er, rein äußerlich, keine besonders liebevolle Figur ab, überhaupt nicht. Mit Sicherheit würde kaum ein Elternpaar ausgerechnet ihm freiwillig das eigene Kind überlassen.

Wo Merricks Nase hätte sein sollen, klaffte Leere, ein ausgehöhlter Knochen in der Form eines auf den Kopf stehenden Herzens. Seine Haut, schwarz wie Obsidian,

spannte sich straff über seine Wangen, wodurch ihm, mochte er auch noch so glücklich dreinblicken, stets ein bedrohlicher Ausdruck anhaftete. Er war außerdem unglaublich hager und groß. Meine Hütte hatte eine sehr hohe Decke, dennoch konnte Merrick sich hier drin nur mit gekrümmtem Rücken bewegen und musste stets den Blumen und Kräutern ausweichen, die ich an den Dachsparren zum Trocknen aufgehängt hatte. Sein schweres, dunkles Gewand konnte die Kantigkeit seiner skeletthaften Figur nicht verbergen. Die schwarze Wolle hing so schlaff von seiner gekrümmten Wirbelsäule und seinen spitzen Schulterblättern herab, dass man meinen könnte, er habe Flügel. Ein bisschen erinnerte er an eine große Fledermaus.

Nein, die meisten Eltern würden ihr Kind definitiv nicht jemandem wie Merrick anvertrauen.

Andererseits waren meine Eltern anders als die meisten.

Für mich war dieses Gesicht jedenfalls keines, das es zu fürchten galt. Es war das Gesicht des Endgültigen, des Gottes, der mich liebte. Der mich gerettet hatte, um genau zu sein. Ein Gott, der mich großzog, nachdem mein eigen Fleisch und Blut mich verstoßen hatte. Es war das Gesicht meiner Erlösung – von der ich nicht wusste, womit ich sie verdient hatte; nach der ich nicht einmal gefragt hatte.

Merrick streckte mir seinen Kelch entgegen. »Auf diesen Geburtstag und auf viele weitere, die noch folgen.«

Wir stießen an, und mit einem gezwungenen Lächeln versuchte ich, seine Worte zu ignorieren.

Viele weitere, die noch folgen mögen.

»So, jetzt aber ...«, sagte er und schielte vergnügt auf das rosafarbene Gebäck, ohne meine innere Unruhe auch nur im Geringsten zu bemerken.

Ahnungslos, wie so oft.

»Machen wir uns an den Kuchen?«

KAPITEL 1

DER ACHTE GEBURTSTAG



HEUTE IST GEBURTSTAG, heute ist Geburtstag – heute beginnt ein neues Jahr«, sangen die Kinder auf beiden Seiten der langen Tafel. Ihre Stimmen wurden noch lauter und schriller, als der letzte Vers das große Finale einläutete: »Und wieder bist du ein Jahr älter, du hast's geschafft! Drum schrei ›Hurra!‹«

Kreischen und Gelächter schallten durch den Raum, als Bertie, der Held des Tages, auf seinen Stuhl sprang und einen triumphalen Jubelschrei ausstieß. Dann beugte er sich nach unten und blies die neun Kerzen aus, die den kleinen Nusskuchen zierten.

»Krieg ich zuerst, Mama? Krieg ich?«, bettelte er. Seine zarte Stimme verschaffte sich im allgemeinen Tumult mehr Aufmerksamkeit, als man ihr zugetraut hätte.

»Ja doch, ja«, antwortete unsere Mutter, schnappte sich jedoch den Kuchen und trug ihn, sich mit gekanntem Hüftschwung an der wilden Horde meiner Ge-

schwister vorbeidrängelnd, zurück zu ihrem Platz am Kopfende des Tisches. »Nach Papa natürlich.«

Hastig schnitt sie mit dem Buttermesser ein bedauerlich kleines Stück Kuchen ab, legte es auf einen Teller und schob ihn mit Schwung über den ganzen Tisch bis ans andere Kopfende. Dort saß unser Vater und betrachtete das feierliche Treiben mit glasigen Augen.

Er hatte für den Anlass extra ein neues Fass Bier angezapft und war bereits beim dritten Krug angelangt. Er grunzte zufrieden, als das Stück Kuchen – wie ich vermutete, wohl das größte, das es heute geben würde – bei ihm anlangte. Ohne zu warten, bis wir anderen auch ein Stück vor uns stehen hatten, griff Papa nach seiner Gabel und begann, sich den Mund vollzustopfen.

Meine Geschwister rutschten immer ungeduldiger auf ihren Stühlen hin und her. Alle Augen waren auf Mama gerichtet, die Stück für Stück den restlichen Kuchen zerteilte.

Bertie war als Nächstes an der Reihe, schließlich war es sein Geburtstag, und er prahlte mit der Größe seiner Portion, die ihm beinahe so groß vorkam wie Papas.

Dann war Remy dran, danach Geneviève und Emmeline, und ich verlor zunehmend das Interesse. Mama verteilte den Kuchen nach Alter, entsprechend musste ich noch eine ganze Weile warten.

Manchmal fühlte es sich an, als wäre Warten mein Schicksal – ich wartete schon mein ganzes Leben lang.

Alle begannen, ihre Ration zu verschlingen, sobald der Teller vor ihnen stand, und ließen sich dabei lautstark gegenseitig wissen, wie lecker der Kuchen doch war, wie mächtig und saftig und wie herrlich süß die Glasur.

Als Mathilde, die drittjüngste von uns, ihr Stück erhielt, warf ich einen neugierigen Blick auf die Überreste des Kuchens, woraufhin ein kleines, naives Fünkchen Hoffnung in mir aufkeimte. Mir lief das Wasser im Mund zusammen, als ich wagte, mir den nussigen Geschmack vorzustellen. Es spielte keine Rolle, dass mein Stück nicht einmal halb so groß wäre wie Berties. Völlig egal, dass kaum noch etwas von der Glasur drauf war. Denn immerhin würde überhaupt noch etwas für mich übrig bleiben.

Doch Mama nahm sich kurz darauf das letzte Stück und schob es sich, ohne sich die Mühe zu machen, es erst auf ihrem Teller abzulegen, direkt in den Mund.

Bertie, der dieser Prozedur mit gierigen Augen und der Hoffnung auf einen Nachschlag zugesehen hatte, hatte den Anstand, sie darauf hinzuweisen. »Mama, du hast Hazel vergessen!«

Mama blickte den langen Tisch entlang und wirkte aufrichtig überrascht, als hätte sie mich tatsächlich vergessen, wie ich kleinlaut hinter Mathilde am äußersten Ende der Bank saß.

»Oh ja, Hazel!«, sagte sie zwar, doch dann zuckte sie nur mit den Schultern, und in ihrem Gesicht war weniger eine Entschuldigung zu lesen als vielmehr ein Ausdruck von »Na ja, ich kann's nicht mehr ändern«.

Ich presste die Lippen zusammen. Es war kein nachsichtiges Lächeln, nur eine grimmige Bekundung, dass ich verstanden hatte. Sie hatte mich nicht vergessen, das wussten wir beide. Ich wusste auch, dass ich nichts sagen oder tun konnte, das ernsthaft eine Art Schuldgefühl in ihr hervorrufen würde.

»Darf ich schon aufstehen?«, fragte ich. Mit den Füßen holte ich bereits Schwung, um von der Bank zu springen, die viel zu hoch für mich war.

»Hast du deine Hausarbeiten beendet?«, fragte Papa leicht verdattert, als hätte auch er eben erst meine Anwesenheit bemerkt. Und ich zweifelte nicht im Geringsten daran, dass er mich tatsächlich vergessen hatte. Weder in seinem Haus noch in seinen Gedanken nahm ich besonders viel Raum ein. Ich war nicht viel mehr als eine Fußnote im großen, aufgeblähten Buch seines Lebens.

Ich war das dreizehnte Kind. Die Tochter, die niemals seine hätte sein sollen.

»Nein, Papa«, log ich und hielt meinen Blick auf seine Hände gerichtet, um Augenkontakt zu vermeiden. Denn sogar das würde ihn mehr Energie kosten, als er normalerweise bereit war, für mich aufzuwenden.

»Was trödelst du dann noch hier rum wie eine faule Magd?«, blaffte er mich an.

»Es ist doch mein Geburtstag, Papa«, ging Bertie dazwischen, die blonden Augenbrauen eng zusammengezogen.

»Wohl wahr, wohl wahr.«

»Hazel konnte doch meinen Geburtstag nicht verpassen!«, legte er empört nach. Meine Wangen röteten sich leicht vor Stolz, als ich sah, wie mein Bruder sich – gegen Papa! – für mich einsetzte.

Papas Kiefermuskulatur arbeitete, als würde er auf einem Stück Tabak kauen, doch davon konnte er sich seit Monaten keinen Krümel mehr leisten.

»Das Abendbrot ist beendet und der Kuchen aufgegessen«, sagte er schließlich. »Wir haben deinen Geburtstag

angemessen gefeiert. Jetzt ist es Zeit für Hazel, sich an ihre Hausarbeiten zu machen.«

Ich nickte, wobei meine beiden geflochtenen Zöpfe über meine Schultern strichen. Ich schwang die Beine über die Bank, sprang auf den Boden und machte vor Papa einen kleinen Knicks. Bevor ich aus der überfüllten Stube eilte, hielt ich kurz inne und warf Bertie vorsichtig ein kleines Lächeln zu.

»Alles Gute, Bertie!«

Mit einer schnellen Drehung ließ ich mein Kleid aufwirbeln, dann rannte ich aus dem Haus, hinaus in die kühle Frühlingsluft. Die Abenddämmerung war kurz davor, der tiefen Nacht zu weichen, die Zeit der Schattenwesen und der Kreaturen des Waldes. Ich sah sie vor mir, mit ihren zu langen Gliedmaßen und angsteinflößend vielen Zähnen, und mein Herz überschlug sich beinahe bei der Vorstellung, einem von ihnen auf dem Weg in die Scheune zu begegnen.

Ich stöhnte auf vor Anstrengung, als ich die schwere Schiebetür hinter mir schloss, dann ging ich zu meinem Arbeitsplatz. Es war stockfinster, aber ich kannte den Raum gut genug. Ich fand Papas Streichholzschachtel und entzündete meine Öllampe. Sie tauchte den Raum in ein schwaches goldenes Licht.

Meine Hausarbeiten hatte ich längst erledigt – ich hatte, mangels eines Geschenks, Bertie sogar ein paar seiner Aufgaben abgenommen. Ich wusste, dass es nicht in Ordnung war, Papa anzulügen – Mama predigte immer wieder, dass wir uns davor hüten sollten zu sündigen, wobei sie dabei immer nur *mir* einen kleinen Klaps auf den Hinterkopf gab –, aber wenn ich auch nur eine

Sekunde länger dieser Farce von einem Fest hätte beiwohnen müssen, dann wäre meine Fassade endgültig zerbröckelt, und meine Tränen hätten freien Lauf gehabt.

Und nichts konnten Mama und Papa weniger leiden, als mich weinen zu sehen.

Vorsichtig kletterte ich, in einer Hand die Lampe, die Leiter hoch auf den Dachboden zu meinem Schlafplatz.

Seit ich aus der abgenutzten kleinen Wiege, die uns alle dreizehn Kinder als Babys hatte aushalten müssen, herausgewachsen war, schlief ich hier in der Scheune. Auf dem Dachboden unserer Hütte konnte man gerade so vier Betten platzieren – und darin schliefen meine Geschwister jeweils zu dritt –, für mich war also schlicht kein Platz.

Ich tastete nach meiner Decke und legte sie mir über die Schultern, um mich an ihrer Pracht zu wärmen. Sie war der einzige Beweis, dass mein Patenonkel tatsächlich existierte. Dass er schon einmal bei mir war und vielleicht eines Tages zurückkommen würde.

Sie war gleichzeitig ein ewiger Streitpunkt zwischen Mama und Papa.

Mama wollte die Decke auf dem Markt verkaufen und argumentierte, dass allein der seidene Bezug ihnen für mindestens drei Jahre den Unterhalt sichern würde. Papa hielt dagegen, dass Unheil und Verderben ihre Familie heimsuchen würden, wenn sie ein Geschenk des Endgültigen zu Geld machten. Er verbot ihr, die Decke auch nur anzufassen.

Mit den Fingern zeichnete ich das goldene Garn nach – *echtes Gold!*, wie Bertie oft voller Bewunderung murmelte –, das meinen Namen formte. HAZEL.

Eine solche Decke gehörte nicht in eine Scheune, auf ein Bett aus Stroh und Heu. Sie gehörte nicht in eine Familie, in der es zu viele hungrige Mäuler, zu kleine Portionen, zu viel Lärm und zu selten Umarmungen gab.

Dasselbe galt für das kleine Mädchen, deren Schultern sie nun bedeckte.

»Ach, mein lieber Pate!«, murmelte ich meine Bitte leise in die Dunkelheit. »Ist es dieses Jahr so weit? Ist es morgen so weit?«

Ich lauschte den Geräuschen in der Scheune, wartete, hoffte auf eine Antwort. Wartete, wie jedes Jahr in der Nacht vor meinem Geburtstag.

Ich wartete.

Immer wieder schlief ich ein, nur um kurz darauf aus einem schlechten Traum aufzuschrecken.

Als ich das nächste Mal aufwachte, begannen unten im Tal, in Rouxbouillet, dem kleinen Dorf am Waldrand, die Glocken im Tempel der Ersten zu läuten.

Einmal, zweimal ... Ich folgte den Glockenschlägen bis zum zwölften Ton.

Zwölf.

Die hellen Stunden eines Tages.

Die Monate eines Jahres.

Ein ganzes Dutzend.

Ich sah meine Geschwister vor mir, der Größe nach nebeneinander aufgereiht. Sah ihre schönen, strahlenden Gesichter.

Ein perfektes Ensemble. Die perfekte Zahl.

Doch dann gab es da noch mich. Klein, dunkelhaarig, sommersprossig – ein Fremdkörper.

Als das letzte Läuten in der klaren Nachtluft verhallte,

atmete ich die ersten Momente meines achten Lebensjahrs ein. Ich fühlte in mich hinein, auf der Suche nach einer Veränderung. Doch da war nichts. Ich hob die Hände, spreizte die Finger so weit wie möglich und fragte mich, ob sie etwas älter aussahen. Ich schielte auf meine Nasenspitze, in der Hoffnung, meine Sommersprossen könnten auf wundersame Weise verschwunden sein.

Ich war kein bisschen erwachsener geworden.

Würde das den Endgültigen abschrecken?

»Heute ist Geburtstag, heute ist Geburtstag – heute beginnt ein neues Jahr«, sang ich vor mich hin, während ich versuchte, es mir auf meinem Heulager bequem zu machen. In der großen Scheune klang meine Stimme mickrig. »Und wieder bist du ein Jahr älter, du hast's geschafft! Drum schrei ›Hurra!‹.«

Ich hielt inne und lauschte auf ein Zeichen, das die Ankunft meines Patenonkels vermuten ließ. Nichts.

»Hurra«, murmelte ich und schloss die Augen.

KAPITEL 2



AM ERSTEN TAG meines achten Lebensjahres versank unser Haushalt im absoluten Chaos. Es war der Tag der heiligen Pilgerfahrt des Königs, und Mama bereitete uns darauf vor, diesem Spektakel in Rouxbouillet beizuwohnen.

In unserem alltäglichen Leben war in Wahrheit wenig Platz für Gedanken an die königliche Familie – König Marnaigne, Königin Aurélie, Prinzessin Bellatrice und Kronprinz Leopold. Gelegentlich wurde eine Faust gereckt, wenn die Bauern gegen eine neue Verordnung oder eine ungerechte Besteuerung wetterten, die »der da oben« erlassen hatte. Ansonsten ging man seiner Arbeit nach und beschäftigte sich wenig mit der gekrönten Elite, die in den ausgedehnten Palastanlagen von Châtel-lerault residierte.

Alle paar Jahre jedoch gab sich die königliche Familie im Frühjahr die Ehre, jeden Tempel und jedes Kloster der Region Martisiennes zu besuchen, wo sie die Götter um

gutes Wetter, gesundes Vieh und eine reiche Ernte in der bevorstehenden Saison baten.

Mama verbrachte den ganzen Morgen damit, am Zustand unserer Klamotten rumzumäkeln, an unseren Gesichtern und überhaupt an unserem gesamten Auftreten sowie unseren Manieren. Sie sorgte sich um das schlechte Bild, das wir zwangsläufig abgeben würden.

»Glaubst du wirklich, Königin Aurélie wird so genau hinsehen?«, spottete Papa und nahm einen schnellen Schluck aus seinem Flachmann, als er wenig später unseren Wagen die kurvenreiche Straße hinab ins Tal lenkte. »Du kannst froh sein, wenn sie dich überhaupt anschaut, blödes Weib.«

»Ich möchte daran erinnern, dass ich schon einmal eine Privataudienz bei ihr hatte«, begann Mama die Geschichte auszubreiten, die wir alle auswendig kannten.

Als Mama noch jung war und, im Gegensatz zu jetzt, schön und sorgenfrei, ohne die Bürde eines Ehemanns und zahlreicher Kinder, hatte ihr Blick den der Königin – damals noch Prinzessin – getroffen. Es war bis heute der glorreichste Tag ihres Lebens.

Die heilige Pilgerfahrt hatte sich seitdem ebenfalls verändert. Damals bestand die königliche Familie aus dem inzwischen verstorbenen Königspaar, dem Kronprinzen René und seiner frisch Vermählten sowie seinem älteren Bruder Baudouin, einem Bastard. Letztere traten zu jener Zeit überall zusammen auf, teilten sich lächelnd Kutsche und Proviant, als wollten sie aller Welt beweisen, dass die Gerüchte über einen schwelenden Konflikt innerhalb des Hauses Marnaigne offensichtlich frei erfunden waren.

Ihre Kutsche hatte an jenem Tag am Straßenrand gehalten, unweit von der Stelle, an der Mama sich in Position gebracht hatte, in der Hoffnung, einen Blick auf das berühmte Trio zu erhaschen. Während der König und die Königin die Tempel besuchten, sollten die jüngeren Mitglieder der königlichen Familie in einem Akt der Barmherzigkeit, wie ihn die Getreuen der Ersten empfahlen, Münzen an die Dorfbewohner verteilen. Als die Prinzessin bei meiner Mutter angekommen war, drückte sie ihr ein paar Kupfermünzen in die Hand und murmelte einen einstudierten Segen und Wünsche für ein erfolgreiches Jahr. Dann sagte sie noch, ihr gefalle Mamas Hut.

Diese Begegnung hatte Mama nie vergessen.

Die Prinzessin hingegen mit Sicherheit, wie Papa immer wieder betonte.

»Glaubst du, wir werden sie heute sehen, Mama?«, fragte Mathilde und musste sich Mühe geben, das Klappern der Räder zu übertönen.

Mama antwortete, ohne sich zur Ladefläche des Wagens umzudrehen, wo wir wie Tiere im Stall zusammengepfercht waren. »Davon gehe ich aus.« Dabei richtete sie sich anmutig den Hut. Dessen Samtbezug bestand aus mehr Löchern als Samt, und auch das Gefieder, das die Krempe schmückte, sah aus wie gerupft, aber Mama trug ihn weiter zu jeder Pilgerfahrt, in der stillen Hoffnung, er könnte das königliche Gedächtnis auffrischen. »Falls wir jemals ankommen«, fügte sie schnippisch hinzu. »Bis Joseph uns ins Dorf gebracht hat, wird die königliche Familie längst wieder in ihrem Palast und hier der erste Schnee gefallen sein.«

Papa schnaubte und legte sich bereits Worte des Pro-

tests zurecht, doch ein Blick von Mama genügte, und er schluckte sie wieder runter. Stattdessen schnalzte er in Richtung unserer überlasteten Esel.

Als wir in Rouxbouillet ankamen, wimmelte es in den Straßen bereits von Schaulustigen, und Mama bestand darauf, dass wir abstiegen, noch bevor Papa den Wagen beim Hufschmied abstellte. So könnten wir uns schon bestmöglich positionieren, um ihren Plan umzusetzen.

»Also, denkt daran«, begann sie, uns anzuweisen, während sie eilig einen Stapel bunter Mützen und Tücher an uns verteilte, die sie von den Nachbarn in unserer Umgebung geliehen hatte. »Sie werden langsam die Straße entlanggehen und Almosen verteilen. Achtet darauf, dass ihr zumindest eure Mütze tauscht, wenn ihr euch wieder anstellt.«

Meine Geschwister nickten, das Prozedere war uns bekannt. Bei der letzten Pilgerfahrt hatte Didier es geschafft, von Bellatrice, von ihrer Tante und ihrem Kindermädchen Münzen zu ergattern, indem er Mützen und Jacken gewechselt und sogar seinen Gang verändert hatte. Mit einem mitleiderregenden Humpeln war er auf die kleine Prinzessin zugewankt.

Ich habe bisher nie auch nur eine Münze mit nach Hause gebracht. Beim letzten Auftritt der königlichen Familie war ich gerade fünf Jahre alt gewesen und hatte so große Angst gehabt, von der Menschenmenge, die sich um die Wagen scharte, zertrampelt zu werden, dass ich es nicht einmal versucht hatte.

»Los jetzt, Beeilung«, sagte Mama und scheuchte uns davon wie einen Schwarm Spatzen. »Sie sind nur noch eine Straßenkreuzung entfernt!«

Wir verteilten uns, jeder suchte sich einen eigenen Platz, um auf die Marnaignes zu warten.

Bertie packte mich am Arm und zerrte mich in Richtung der Apotheke weiter vorne in der Straße. Er war sich sicher, dass einer aus der Königsfamilie dort halten würde, sagte er.

»Woher willst du das wissen?«, fragte ich. Ich hatte ein ungutes Gefühl. Die Straßen waren überfüllt, und die Sonne brannte trotz des gerade erst beginnenden Frühlings schon mit erstaunlicher Kraft auf uns herab. Ich konnte spüren, wie sich meine Sommersprossen in ihrem Schein vervielfachten.

Mein Bruder deutete auf die gemalte Markierung über dem Eingang der Apotheke.

»Die Augen der Vielen«, trug er mit so viel Erhabenheit vor, wie ein Neunjähriger sie nur aufbringen kann. »Sie werden sichergehen wollen, dass die Götter ihre guten Taten sehen können.«

Ich spähte hoch zu den beiden Augen, die in entgegengesetzte Richtungen starrten und so über den gesamten Platz wachten. Ihr starrer Blick ließ mich schauern.

»Hoffentlich bekomme ich dieses Jahr wenigstens eine Münze«, sagte ich besorgt. »Mama wird mir eine ordentliche Tracht Prügel verpassen, wenn ich wieder mit leeren Händen nach Hause komme.«

»Das wird sie nicht«, sagte Bertie, als wäre meine Sorge völlig abwegig. Er hatte beim letzten Mal zwei Münzen ergattert. »Außerdem hast du heute Geburtstag.«

Ich schnaubte. In der ganzen Eile, rechtzeitig aus dem Haus zu kommen, hatte heute Morgen nicht eine einzige

Person daran gedacht, mir zum Geburtstag zu gratulieren. »Was hat das damit zu tun?«

»Wenn man Geburtstag hat, kann einem niemand böse sein«, erklärte er in seiner vertrauensseligen Art. »Gestern habe ich den letzten Rest Milch verschüttet – nichts ist passiert! Es war schließlich mein Geburtstag.«

»Natürlich ist etwas passiert, du riesiger Idiot«, raunte ich, während ich meinen Kopf in Richtung der aufjubelnden Menge reckte. »Ich habe keine Milch bekommen!«

»Oh, wirklich?«

Seine Stimme klang ehrlich überrascht. Hatte er das wirklich nicht mitbekommen? Seine Unbekümmertheit ärgerte mich.

Unsere Eltern haben meinen Geschwistern die Geschichte meines Paten oft erzählt, auch in welche furchtbare Lage er sie damit gebracht hatte. Meine Brüder und Schwestern haben sich nie darum geschert, wenn das Abendessen mal wieder nicht für alle reichte und ich leer ausging. Sie sind nicht zusammengerückt, um in ihren Betten Platz für mich zu machen. Sie sahen kein Problem darin, dass ihre alten Kleidungsstücke, die sie an mich weitergaben, mir zu groß waren oder schlicht so abgetragen, dass sie beinahe auseinanderfielen. Es war nie geplant, dass ich so lange bei ihnen blieb – wie konnte ich da überhaupt irgendwelche Ansprüche stellen?

Die prächtige Kutsche mit ihren vergoldeten Rädern und majestätischen schwarzen Seidenpolstern war inzwischen um die Ecke gebogen und näherte sich uns langsam. Auf dem eleganten Zaumzeug der Pferde prangte das königliche Siegel, ein rasender Bulle. Es wirkte beinahe, als hätten die nachtschwarzen Hengste

zwei Gesichter. In den Augen der Bullen funkelten Rubine, und es war mir ein Rätsel, wie die Ausrüstung eines einzelnen Pferdes wertvoller sein konnte als alles, was meine Familie je besitzen würde.

»Sollen wir ihnen noch ein Stück weiter entgegengehen?«, fragte ich unruhig, während ich ängstlich an einem Niednagel herumzupfte. Mama und Papa waren heute Morgen beide derart mies gelaunt gewesen, dass ich es mir nicht leisten konnte, dieses Jahr erneut zu versagen.

Bertie schüttelte den Kopf. »Sie werden genau hier anhalten«, beharrte er. »Ich hab's im Gefühl. Die Augen sind zu groß, um sie zu ignorieren.«

Und tatsächlich fuhr die Kutsche an der Menge weiter vorne in der Straße vorbei, während die Insassen sie mit einem müden Lächeln grüßten und ihnen halbherzig zuwinkten. Rouxbouillet war die letzte Station ihrer Pilgerfahrt, und ich konnte nur erahnen, wie erschöpft sie alle sein mussten.

»Da sind der Prinz und die Prinzessin!«, rief ich, als ich durch die Fenster die zwei kleineren Personen erkannte. »Und ist das die Königin?«

Bertie schüttelte den Kopf. »Eine Gouvernante, nehme ich an. Oder eine Großtante oder sonst wer. Die Königin ist mit dem König im Tempel. Die müssen sich doch mit den ganzen Priestern, Propheten und was weiß ich wem gut stellen.« Er verdrehte die Augen und winkte ab, als ob er sich nicht weiter damit aufhalten wollte, irgendwelche religiösen Hierarchien zu durchblicken.

Meine Familie war keiner der Gottheiten besonders ergeben. Zeit war Geld, sagte meine Mutter immer, und

dass wir von beidem zu wenig hätten, um viermal die Woche in einem Tempel herumzutrodeln. Stand jedoch eine Feier oder ein Festmahl an, schleppte sie uns alle in die Stadt. Niemals würde sie sich eine kostenlose Mahlzeit oder die Chance auf einen Geldsegen entgehen lassen.

»Sieh doch!« Bertie zeigte auf die Kutsche, die langsamer wurde und schließlich direkt vor uns zum Halten kam. »Ich hab's dir doch gesagt!«

Sobald die Pferde eine entspannte Haltung eingenommen hatten, stieg der Diener eilig von seinem Sitz neben dem Kutscher und öffnete seinen hoheitlichen Passagieren die Tür.

Die ältere Dame trat als Erste heraus und versuchte mit ausladenden Gesten, die anstürmende Menge zurückzudrängen, um genug Platz für den großen Auftritt der Prinzessin und des Prinzen zu schaffen. An ihren Handgelenken prangten schwere Armreife, die mit glänzenden Onyxen verziert waren und ihr Kleid aus Leinen strahlte so hell wie die Sonne über ihr. Dies war keine einfache Gouvernante.

»Na dann los«, sagte sie zu dem Geschwisterpaar in der Kutsche. Aus dem Innenraum erklang ein kurzes Gezanke, dann erschien Prinzessin Bellatrice.

Ich hatte sie noch nie zuvor aus der Nähe betrachten können und war überrascht, wie jung sie war. Ich schätzte sie auf elf oder zwölf, wie meine Geschwister Jeanne und Anette. Sie hatte einen ausladenden Reifrock an und ein Jäckchen, so grün wie junger Sellerie. Pinke Rosetten und meterlanger Chiffon-Saum rundeten das Outfit ab. Ihr Haar, matt und tiefschwarz, trug

sie lang und offen. Wie ein schimmernder Vorhang fiel es ihr über den Rücken.

Sie warf einen beunruhigten Blick in die Menge, bevor sie den Beutel mit den Münzen öffnete. Sofort war sie umzingelt von einem Dutzend Kindern sowie einigen Erwachsenen, die alle ihre Hände nach der Prinzessin ausstreckten, angeblich um ihren Segen zu erhalten. Dabei war es kein Geheimnis, dass der einzige Segen, nach dem wir alle gierten, aus Metall bestand.

»Leopold!«, zischte die ältere Frau und klopfte von außen an die Kutsche.

Mit offener und schief sitzender Jacke, vor allem aber mit dem trostlosesten Seufzen, das ich je gehört hatte, schleppte sich der Prinz aus dem Gefährt. Seine Aufmachung glich der eines hochdekorierten Feldherrn, mit einer Schärpe, fransigen Epauletten, bestickten Bändern und mehr Abzeichen, als ihm in diesem oder im nächsten Leben je verliehen werden könnten. Sein Haar war viel heller als das seiner Schwester, wie reines Gold, und seine blauen Augen schweiften gleichgültig über die Menschenmenge.

»Ich möchte nicht«, sagte er ausdruckslos. »Du bist die Fünfte in der Thronfolge, Tante Manon. Du kannst mich nicht dazu zwingen.«

Kronprinz hin oder her, ehe er sichs versah, zog seine Tante ihn so energisch zu sich, dass ich aus Mitgefühl zusammenzuckte – das kam mir nur allzu bekannt vor. Ich konnte nicht hören, was sie ihm eintrichterte, aber als sie ihn losließ, knöpfte er seine Jacke zu und begann widerwillig, Münzen zu verteilen.

»Denk dran«, schärfte mir Bertie ein, als er uns in

Position brachte. »Erreg bloß keine Aufmerksamkeit. Sie dürfen dich auf keinen Fall wiedererkennen, wenn sie dir später noch mal begegnen.«

Ich nickte entschlossen.

Heute war es so weit: Ich würde mir meine erste Münze holen.

Ich konnte schon vor mir sehen, wie ich sie später Mama präsentieren würde. Nicht nur eine – mehrere! Eine ganze Handvoll, so viele, dass Mama gar nicht alle halten konnte und sie in einer fröhlich klimpernden Kakophonie zu Boden fallen würden.

Bertie ging als Erster auf Bellatrice zu und hielt ihr mit gesenktem Blick und angemessener Demut seine zu einer Schale geformten Hände entgegen.

»Mögen Segen und Freuden mit Euch sein«, sprach die Prinzessin, während sie ihm eine einzelne Kupfermünze gab. Die Spitzenhandschuhe, die ihre Hände umhüllten, hatten dieselbe Farbe wie die pinken Applikationen auf ihrem Kleid, und ich fragte mich, ob sie sie als modisches Accessoire trug oder um zu vermeiden, dass sie versehentlich jemanden von uns berührte.

»Seid wohl gesegnet, gnädige Prinzessin«, murmelte Bertie, bevor er mich nach vorn zerrte.

»Mögen Segen und Freuden mit Euch sein«, wiederholte sie, gelangweilt von ihren ehrwürdigen Pflichten. Obwohl sie direkt vor mir stand, starrten ihre grünen Augen, unwillig, meinem Blick zu begegnen, auf einen Punkt irgendwo über meiner linken Schulter. Dann griff sie in ihren Pompadour – aus grüner Seide, passend zu ihrem Rock – und holte eine weitere Münze hervor. Ich hätte beinahe aufgeschrien, als sie sie mir in die Hände

legte. Es war nicht einfach nur eine weitere Kupfermünze wie die von Bertie. Meine war aus Silber und schwerer als jede Münze, die ich je zuvor in Händen gehalten hatte.

»Bertie!«, quiekte ich vor Freude, bevor ich mich auf mein gutes Benehmen besinnen konnte. »Vielen Dank, Prinzessin. Seid gesegnet.«

Sie war bereits weitergegangen und drosch wieder und wieder ihre Plattitüde, ohne jemandem in die Augen zu sehen.

Bertie stieß mir in die Rippen. »Da ist der Prinz«, flüsterte er und nickte nach rechts. »Lass es uns bei ihm noch probieren, und dann suchen wir uns eine neue Stelle.«

»Aber wir haben uns noch nicht umgezogen«, wandte ich besorgt ein.

»Die schauen uns doch nicht mal an. Er merkt das nicht.«

»Aber –«

Bertie ignorierte meinen Protest und schob mich in Richtung der Schlange, die sich vor Prinz Leopold gebildet hatte.

Mir fiel auf, dass er kaum älter war als ich.

Obwohl der Anzug ihm passte wie angegossen – sicherlich eine Maßanfertigung –, bewegte er sich eigenartig, als fühlte er sich darin äußerst unwohl. Es war eigenartig, einen Jungen derart steif und eingeschränkt zu sehen, und plötzlich erschienen mir Bilder vor Augen, wie dieser Junge gelöst über ein Feld rannte oder Pétanque spielte. In dieser Vision war Leopold nicht wie ein Prinz gekleidet, sondern ganz schlicht, und auf seinem Gesicht er-

streckte sich ein Lächeln von einem Ohr zum anderen.
Und wenn er lachte –

»Du warst schon bei meiner Schwester«, fuhr er mich an, und als wäre mein Kopf zum zweiten Mal an diesem Tag in einen Eimer mit eiskaltem Wasser getunkt worden – Mama hatte uns am Morgen dazu gezwungen –, riss es mich jäh aus meinem Tagtraum.

»Ich ... wie bitte?«, stammelte ich, mir meiner misslichen Lage schrecklich bewusst.

»Du warst schon bei meiner Schwester, und sie hat dir eine Silbermünze gegeben, wenn ich nicht irre. Und jetzt kommst du zu mir und willst noch mehr.«

Ich konnte spüren, wie die Leute um uns herum mich anstarrten.

Ich biss mir auf die Lippe, unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, eine Erklärung, die mich diese Katastrophe unbeschadet überstehen lassen würde.

»Ich ... ähm. Nein, na ja ...«, stotterte ich schließlich. Meine Wangen brannten.

»Hältst du mich für einen Narren?« Er machte einen Schritt auf mich zu. Die Menge wich geschlossen zurück, um auf Abstand zu diesem aufgebrauchten Marnaigne-Erben zu gehen, mochte er auch noch so jung sein. Sogar Bertie schien mich im Stich gelassen zu haben. Gerade hatte ich ihn noch hinter mir gespürt, doch jetzt nicht mehr. Noch nie hatte ich mich so furchtbar allein gefühlt.

»Nein! Nein, wirklich nicht, Leopold.« Um mich herum wurde scharf die Luft eingesogen. »Eure Majestät? Eure Hoheit? Herr.« Was war noch gleich der angemessene Titel?

Seine Augen verengten sich. »Wofür brauchst du die ganzen Münzen überhaupt? Um so arm auszusehen wie du, braucht man doch kein Geld.«

In seiner Stimme lag so viel Überheblichkeit, dass ich eine brennende Wut in mir aufsteigen spürte.

»Und wofür braucht *Ihr* sie?«, brach es aus mir heraus, bevor ich etwas dagegen tun konnte. »Ihr wohnt in einem riesigen Palast, Ihr werdet mit den besten Speisen gefüttert und in die schönsten Kleider gehüllt. Wir haben nicht mal einen Bruchteil von dem, womit Ihr gesegnet seid. Aber Euer Vater verlangt immer noch mehr von uns, noch eine Steuer, noch eine Abgabe, ohne uns irgendetwas zurückzugeben – außer natürlich, wenn die Götter gerade zusehen. Dann kommt Ihr hier an und verteilt hier und da eine mickrige Münze?«

Leopold klappte die Kinnlade herunter. Er wirkte sprachlos, ein Gefühl, das er vermutlich noch nicht kannte. Die Zeit schien stillzustehen, in Erwartung seiner Reaktion wagte niemand, einen Laut von sich zu geben. Seine Wangen glühten.

Schließlich tauchte er seine Hand in den Beutel und zog sie prall gefüllt wieder heraus. »Du willst Münzen?«, knurrte er und hielt die Hand hoch. »Sollst du haben – eine für jede Sommersprosse in deinem Gesicht!«

Leopold warf mir das Geld entgegen. Als hätte er ein brennendes Streichholz auf einen Haufen trockenen Stroh geworfen, stürzten die Leute um uns herum nach vorne, um gierig die Münzen aufzusammeln, die auf das Kopfsteinpflaster geprasselt waren und nun über die Straße rollten.

Ein Junge, etwa doppelt so alt und doppelt so groß wie

ich, drängte sich an mir vorbei, und ich fiel zu Boden. Ich versuchte, den Sturz abzufangen, und schürfte mir die Innenflächen meiner Hände auf. Jemand trat mir auf den Fuß, und ich musste mich zur Seite wegrollen, um nicht zertrampelt zu werden.

Die Palastwachen, die sich entlang der Straße im Hintergrund gehalten hatten, stürmten heran und geleiteten die drei Marnaignes eilig zurück in die Kutsche. Der Kutscher versuchte, die Hengste mit seiner Peitsche anzutreiben, doch um sie herum waren zu viele Menschen. Eines der Pferde bäumte sich auf und ließ ein lautes Wiehern ertönen.

»Holt die Leute da weg!«, schrie der Kutscher in Richtung der Wachen.

Die begannen, Menschen achtlos zur Seite zu stoßen, als wären sie Hindernisse, die es aus dem Weg zu räumen galt. Ich sah eine ältere Frau auf das Pflaster stürzen. Vor Schmerz aufheulend, fasste sie sich an die Hüfte. Die königliche Kutsche jagte ohne Rücksicht an ihr vorbei.

So viel zu Segen und Freuden.

Ich war immer noch am ganzen Körper angespannt und enttäuscht, dass ich keine Chance mehr bekommen hatte, dem Prinzen meine Meinung zu sagen. Die Worte brannten noch auf meiner Zunge und warteten nur darauf, jemandem mit vernichtender Wut entgegengeschleudert zu werden. Ich schluckte sie hinunter und spürte, wie sich ihre Hitze bis in meinen Magen ausbreitete. Ich fragte mich, ob sie dort wohl für immer bleiben würden, unausgesprochen, eingesperrt, lauernd.

Irgendwie gelang es Bertie, in all dem Chaos zu mir zurückzufinden und mir aufzuhelfen. Dann schleppte

er mich förmlich in eine Seitengasse. »Alles in Ordnung?«

Ich spürte, wie Blut mein Bein hinunterlief, und ohne hinzusehen, wusste ich, dass meine Strümpfe, mein bestes Paar, bei dem Sturz aufgerissen waren. In Wahrheit bestanden sie längst mehr aus gestopften Stellen als ursprünglich gestrickter Wolle, aber sie waren weich und nur an den Knien etwas ausgebeult. Und die Farbe – Taubengrau in seiner schönsten Schattierung. Ursprünglich waren sie einmal rosa gewesen, damals, als Annette sie als Erste getragen hatte, aber ich liebte diese Strümpfe dennoch. Doch jetzt waren es nur noch Fetzen.

Und noch viel schlimmer: Meine Silbermünze war verschwunden, jemand musste sie mir in all dem Chaos weggenommen haben.

Mama würde kochen vor Wut.

»Warum hast du mich zu ihm geschoben?«, jammerte ich und musste das Bedürfnis unterdrücken, meinem älteren Bruder eine zu verpassen. »Wir sollten doch Mützen tauschen, damit sie uns nicht wiedererkennen! Oh Mann, Mama wird mich so verhauen!«

»Ich sag einfach, es war meine Schuld«, bot er an.

»Das war's auch!«, sagte ich, um ihm klarzumachen, wie lächerlich seine Geste war.

Wir liefen bis zur nächsten Straße, um nachzusehen, ob die Kutsche noch in der Nähe war, wenngleich es ohnehin unmöglich gewesen wäre, jetzt noch einmal um Almosen zu bitten. Ich hielt den Blick gesenkt, in der verzweifelten Hoffnung, doch noch eine zurückgelassene Münze zwischen den Pflastersteinen zu entdecken.

Die Schatten wurden allmählich länger, die Dämmerung kündigte sich an.

»Bertie! Hazel! Wo wart ihr denn?« Wir drehten uns um und sahen Etienne durch die Gasse auf uns zulaufen.

»Mama sagt, ihr sollt sofort zurückkommen.«

Ich biss mir auf die Lippe. Ob sie wohl schon gehört hatte, was geschehen war? »Ist sie ... ist sie sauer?«

Etienne zuckte nur mit den Achseln.

»Wo sind alle?«, fragte Bertie, während er seine Hosentasche abtastete, um sicherzugehen, dass sein Schatz noch da war. Natürlich hatte er seine Münze noch.

»Papa steht mit dem Karren eine Straße weiter. Sie haben gesagt, wir müssen in den Tempel.«

»In den Tempel?«, stöhnte Bertie. »Können wir nicht in die Taverne? Ich hab 'ne Kupfermünze abgegriffen, wir könnten Pastetchen essen gehen!«

»Mama sagt, wir dürfen nicht trödeln. Im Tempel erwartet man uns.«

Mir stockte der Atem. Der ganze Ärger des Tages verlor mit einem Schlag an Bedeutung. »Welcher Tempel?«, brachte ich gerade so hervor.

»Keine Ahnung, nicht der der Ersten. Da waren wir gerade. Die Königin ist direkt an Mama vorbeigelaufen, sie hat nicht mal in ihre Richtung geschaut!« Etienne lachte, ahnungslos, welche Erkenntnis sich in diesem Moment in mir Bahn gebrochen hatte.

Bertie blickte mich mit seinen blauen Augen überrascht an. Ich war wie gelähmt.

Er schien zum gleichen Schluss gekommen zu sein wie ich. Es war ein Gedanke, der mein Blut in Wallung geraten und mein Herz so heftig schlagen ließ, dass er es

einfach bemerken musste. Ich bekam plötzlich ganz feuchte Hände und begann leicht zu zittern. Mein Hals war so trocken, dass ich kaum noch schlucken konnte.

»Glaubst du, dass er endlich ...?«

»Vielleicht«, sagte ich, um die Erwartungen gleich zu dämpfen. Auch ohne Bertie ausreden zu lassen, wusste ich, was er meinte. *Wen* er meinte.

Meinen Paten.

»Es ist immerhin dein Geburtstag«, sagte Bertie, und es berührte mich, einen Hauch von Trauer in seiner Stimme zu vernehmen.

Ich wusste nicht, wohin mit mir. Wie oft hatte ich die Gedanken schweifen lassen und mir den Tag ausgemalt, an dem mein Patenonkel zurückkehren würde? Doch dabei hatte ich mir nie die Frage gestellt, was am Tag danach geschehen würde.

Und an all den anderen Tagen, die folgen würden.

Wohin würde er mich bringen? Wo würde ich leben?

Er hatte einen Tempel in Rouxbouillet, der allerdings keiner war. Vielmehr war es ein kleiner Platz mit einem einsamen Monolithen, von dem niemand genau wusste, wie er dort hingekommen war. Vor dem Sockel brannte eine, wie es schien, unendliche Kerze. Sonst war da nichts, kein Gebäude, kein Gemäuer. Das war kein Ort, an dem man ein Kind – mich! – großziehen konnte. Und soweit ich wusste, gab es in diesem Tempel nicht einen einzigen Postulanten. Offenbar wollte niemand sein Leben dem Gott des Todes weihen.

»Mama spuckt Feuer, wenn wir zu spät kommen. Los jetzt!«, rief Etienne uns noch mal harsch zu, bevor er um die Ecke bog.

»Na komm«, sagte nun auch Bertie, wenn auch in weichem Ton, und hielt mir seine Hand hin.

Ich zögerte, sie zu ergreifen.

Würde ich es tun, dann führte sie mich zu unserer Mutter. Danach in den Tempel, wo er ganz sicher schon auf mich warten würde.

Mein Pate.

Im Sanktuarium der Ersten waren an drei Seiten Buntglasfenster eingesetzt. An der Rückwand, direkt hinter dem Altar und perfekt nach Osten ausgerichtet, um die ersten Sonnenstrahlen des Tages einzufangen, prangte ein Bildnis ihrer selbst, in all ihrer schillernden Schönheit. In einem schwungvollen Porträt aus irisierendem Glas offenbarten sich ihr verschleiertes und doch unzweifelhaft strahlendes Gesicht, ihre prachtvollen Locken und ihr fließendes Gewand.

Zu ihrer Rechten, die Vielen. Die dicke Bleifassung der einzelnen Gläser zerstückelte ihr Gesicht, sodass niemand Zweifel daran hegen konnte, dass sich in diesem einen Körper eine große Mannigfaltigkeit verbarg.

Schließlich, zu ihrer Linken, das Fenster des Endgültigen. Es war weniger ein Bildnis als ein Mosaik, das keine vollkommene Form erkennen, sondern nur die Andeutung eines Wesens errahnen ließ. Es bestand aus unterschiedlichen Dreiecksformen, farblich auf einem Spektrum von reifer Pflaume bis Dunkelgrau. Die Gläser waren so dunkel getönt, dass das Tageslicht kaum hindurchdringen konnte und das Fenster des Endgültigen so auch an den sonnigsten Tagen ein kunstvolles Abbild der Hoffnungslosigkeit war.

Wenn ich also versuchte, ihn mir vorzustellen ... den

Endgültigen als meinen Paten ... Wenn ich versuchte, es mir vorzustellen – es gelang mir nicht.

Ich sah ihn einfach nicht, sah in diesem Fenster keine Figur, kein Wesen. Ich sah nur dunkle Schatten und einhüllenden Nebel. Eine grauenhafte Endgültigkeit.

Statt meines Lebens sah ich nur den Tod.

»Komm schon.« Bertie fuchtelte noch mal mit seiner Hand vor meinem Gesicht herum, als wäre der einzige Grund, weshalb ich noch nicht nach ihr gegriffen hatte, der, dass ich sie nicht bemerkt hätte. »Wenn wir ihn heute wirklich treffen, wenn er tatsächlich zurückgekehrt ist, wird dir Mama sogar die kaputten Strümpfe nachsehen.« Er strahlte angesichts dieser glücklichen Fügung. »Siehst du, am Ende wird alles gut.«

Ohne Vorwarnung warf ich meine Arme um Berties Hals und presste ihn mit einer Kraft an mich, von der wir beide überrascht waren. »Dich werde ich am meisten vermissen«, flüsterte ich. Ein kleines Beben ging durch meinen Körper, als er die Umarmung erwiderte.

»Er wird dich uns sicher mal besuchen lassen«, sagte er sanft. »Und ich werde dir jede Woche einen Brief schreiben, das schwör ich dir.«

»Du hasst Schreiben«, erinnerte ich ihn. Heiße, dicke Tränen liefen mir über die Wangen.

»Dann werde ich es lieben lernen. Nur für dich«, versprach er.

Schließlich nahm ich seine Hand, und ich ließ sie nicht mehr los, bis wir bei unserem Wagen ankamen.

Doch es war nicht der Tempel meines Paten, zu dem wir fuhren.